

*Ilse R.*

## **Meine Kindheit und Jugend in der Eckelmannfabrik Schönpriesen<sup>1</sup> bis zu unserer Vertreibung aus dem Elbetal im Jahre 1946**

*Die Zeitzeugin Ilse R. erzählt von ihrer Kindheit und Jugend im böhmischen/sudetendeutschen Schönpriesen, wo sich ihr Lebensalltag um das Werksgeländer der Firma Eckelmann abspielte. Sie berichtet – nicht immer chronologisch – von den Geschehnissen bis zur bedingungslosen Kapitulation des Dritten Reiches und den anschließenden Vertreibungen.*

Ich wurde als Ilse R. 1926 in Schönpriesen (Krásné Březno) im Elbetal geboren. Meine Eltern waren Ernst (1897) und Frieda (1900) R. Ich wuchs in der Eckelmannfabrik auf; denn meine Eltern führten dort die Werkskantine. Diese hatten sie schon von ihren Eltern übernommen, von meinen Großeltern also. Mein Großvater hatte sie bis 1917 geführt. Er starb aber 1917 bei einer schweren Grippeepidemie, die damals grassierte. Etwas später übernahm meine Großmutter Emma die Kantine bis zu Ihrem Tod 1934. Ihr folgte mein Vater, der im Betrieb auch als Schlosser und Maschinenmeister in der Hefekammer tätig war.

Ich hatte, bzw. ich bekam noch drei Geschwister. Meine beiden Schwestern waren Jutta (1931) und Christine (1940). 1945 bekam ich noch einen Bruder Peter – mitten in der schwersten Zeit. Er wurde in der Nacht vom 8. zum 9. Mai geboren, gerade als die Russen<sup>2</sup> in Aussig (Ústí) einmarschierten. Meine Mutter hätte ärztlichen Beistand gebraucht, aber es wäre zu gefährlich gewesen, auch nur über die Straße zu gehen und den Arzt zu holen. Glücklicherweise wohnte Frau Bä., die Hebamme, als Frau eines Angestellten auf dem Werksgelände und konnte meiner Mutter beistehen.

---

<sup>1</sup> Krásné Březno, ein Stadtteil von Ústí nad Labem (deutsch Aussig) heute in Tschechien.

<sup>2</sup> In Berichten wie diesem begegnet man immer wieder dem Topos „des Russen“ oder Russland. Gemeint war damit die Sowjetunion, welche ein multiethnischer Staat, der nach dem Krieg 15 Sowjetrepubliken zählte war. Zieht man das während des Zweiten Weltkrieges gewaltsam annektierte Baltikum (also drei Republiken) ab, dann kommt man auf 12 Republiken. Genau wie die Sowjetunion mit Russland gleichgesetzt wird, werden auch Russen und die „Rote Armee“ gleichgesetzt, was sich im Topos „Der Russe“ manifestiert. Die Gleichsetzung „Russen“ mit der Roten Armee hat wahrscheinlich mehrere Gründe. Erstens: Die propagandistische Gleichsetzung des Kommunismus/Bolschewismus und der gesamten Sowjetunion mit ihrer größten Republik (Russland) durch die nationalsozialistische Propaganda. Zweitens: Die Lingua Franca der Sowjetunion war Russisch, somit werden also alle sowjetischen Soldaten aufgrund ihrer Lingua Franca fälschlicherweise als „die Russen“ bezeichnet bzw. mit der Sprache identifiziert, obwohl ihre Muttersprache Ukrainisch, Belarussisch, Kasachisch oä. sein konnten. Wichtig ist an dieser Stelle nochmal zu betonen, dass es sich bei Russisch, Ukrainisch und Belarussisch zwar um ostslawische Sprachen handelt, die auch einen gewissen Verwandtschaftsgrad zueinander aufweisen – allerdings jede für sich selbstständig ist.

Wir wohnten in einer Werkswohnung der Firma im Gebäude der Kantine. Deshalb verbrachte ich Jugend und Kindheit bis zur Vertreibung 1946 weitgehend vor allem in der Eckelmannfabrik. Wir waren nach Arbeitsschluss um 17 Uhr keineswegs allein. Auf dem Firmengelände wohnten noch weitere Arbeiter und Angestellte, vor allem Schweizer und Kutscher zum großen Teil mit ihren Familien. Dort kamen auch die meisten meiner Spielkameraden her, an denen es nie mangelte. Wir hatten demzufolge keine Langeweile. Unser Lieblingsplatz war der „Wäschgarten“. Wir spielten Verstecken und machten Pfänderspiele. Um den Wäschgarten standen Fliederbäume mit herrlichen weißen und lila Blüten. Den Flieder, wenn er geschnitten war, verkauften wir für eine Krone an der Milchhalle an der Straße. Wir spielten auch im anschließenden Kälbergarten. Der hieß so, ich habe aber nie gesehen, dass dort ein Kalb angebunden war. Das muss also vor meiner Zeit etwas damit zu tun gehabt haben.

Während der Arbeitszeit herrschte immer reges Treiben in der Fabrik. Die Pferdefuhrwerke fahren rein und raus. Wenn die Arbeiter um fünf Uhr die Fabrik verließen, gehörte alles uns. Dann spielten wir oft auch außerhalb der Gärten zwischen den nach Feierabend dort abgestellten Leiterwägen. Die Wagenschmiere, die die Kutscher dort zurückgelassen hatten, schmierten wir nicht an die Achsen, wofür sie gedacht war, sondern vor allem dorthin, wo sie nicht hingehörte.

Nach den Mahnungen meiner Mutter, die ich heute noch erinnere, müssen wir Kinder zuweilen ein schlimmer Haufen gewesen sein. Wir waren meistens „am Umgedeihe“, wie sie sagte. Sie drohte sogar, zu Weihnachten gebe es nur einen schwarzen Sack. Aber auch diese Drohung ist bekanntlich zeitlich begrenzt und damals änderten sich bald unsere Interessen.

Es herrschte immer reges Treiben in der Fabrik, das wir beobachten konnten, wenn wir nicht gerade selbst etwas unternahmen. Wir, das waren etwa in meinem Alter die P. Medi, die B. Margit, die G. Doris, die O. Helenko, die L. Ria, meine Schwester Jutta und ich, die R. Ilse.<sup>3</sup> Die W. Liese und die J. Annelies gehörten kaum mehr dazu; denn die waren schon etwas älter. Keiner von uns ahnte damals, dass wir uns für den Rest unseres Lebens bald ganz aus dem Auge verlieren würden, bzw. dass unsere Welt durch eine grausame Vertreibung gänzlich zerstört werden würde. Nicht mal von uns Mädchen kann ich sagen, ob alle von uns die Jahre 1945/46 überlebten. Von der W. Liese und der J. Annelies habe ich bis heute nie mehr etwas gehört. Von der P. Medi habe ich

---

<sup>3</sup> In dieser Region war es üblich den Nachnamen zuerst zu nennen, weshalb auch der jeweils anonymisierte Name mit seinem Initial zuvorderst steht.

wenigstens erfahren, dass sie später im Norden in der Ostzone lebte. Die L. Ria hatte noch Glück. Sie konnte vor der Ausweisung 1946 zu Verwandten nach Sachsen ausweichen. Die G. Doris hatte furchtbares durchzustehen. Beide Eltern kamen ins KZ. Ihr Vater Erich wurde in Bory in Pilsen<sup>4</sup> umgebracht. Die Mutter überlebte das KZ Lerchenfeld<sup>5</sup> und kam mit der Doris in den Westen. Letztere ist dann nach Amerika gegangen, wie um möglichst weit von dieser grausamen Welt wegzukommen. Einzig von der O. Helenko weiß ich, dass sie drin geblieben ist. Das gelang ihr, weil ihre Mutter Tschechin war, erwies sich jedenfalls aber für beide als nicht leicht; denn der Vater war in die Wehrmacht eingerückt gewesen und war gefallen. Helenko hatte noch am 20. April Adolf Hitlers Geburtstag mitgefeiert. Für die tschechische Mutter und Helenko war es unter diesen Umständen schwer. Sie lösten das Problem auf ihre Weise. Die Mutter schickte Helenko einen Monat ins Innere, wahrscheinlich zu Verwandten. Von dort kam sie als Tschechin zurück. Ich habe noch mit ihr gesprochen. Leider habe ich nach der Vertreibung nie mehr etwas von ihr gehört.

Wir, das heißt unsere sechsköpfige Familie kam Anfang Mai 1946 in die Vertreibung. Bereits am 1. Mai fuhr unser Transport in Aussig ab, ein Güterzug glücklicher Weise in geschlossenen Waggonen. Wir waren viele, man sagte uns 1200 Personen. Zu unserem Glück gehörte noch, dass der Zug nicht in die Ostzone fuhr, sondern Kurs nach Westen nahm über Eger (Cheb) nach Bayern über verschiedene Stationen bis Dachau, wo wir registriert wurden. Danach wurde der Zug getrennt. Ein Teil fuhr weiter nach Moosburg, wir kamen nach Freising und „landeten“ schon am 4. Mai im Holledau.

Wir arbeiteten aber bald in München. 1950 folgte ich mit meiner Schwester Jutta dem Aufruf einer Werbeaktion für Arbeitskräfte nach Mittelengland. Dazu wurden die Bewerber nach Meckelbeck in Niedersachsen zusammengerufen, wo wir instruiert und einer Gesundheitsüberprüfung unterzogen wurden. Leider entdeckte man einen Schatten auf meiner Lunge, was mich aus der Aktion ausschloss. Meine Schwester Jutta wollte aber nicht mehr zurück in den Holledau. Sie ging nach England, wo sie sich später mit einem Mr. Gr. verheiratete und eine Familie gründete. Inzwischen ist sie leider bereits verstorben. Natürlich hatte ich bis zu Ihrem Tod Kontakt mit ihr. Aber von den Freundinnen meiner Welt in der Eckelmannfabrik habe ich einzig die B. Margit wiedergetroffen. Sie kam mit ihren Eltern durch einen

---

<sup>4</sup> Tschechisch Plzeň.

<sup>5</sup> Bei den sogenannten KZ handelt es sich offensichtlich um ein tschechisches Internierungslager für Deutsche nach dem Zweiten Weltkrieg. Darum ist die Bezeichnung KZ hier irreführend, setzt es doch die Deutschen mit den wahren Opfern des Holocaust/der Shoa gleich.

Antifaschistentransport nach Deisenhofen in Bayern und ist mit mir später öfter auf Busreisen in die Heimat ins Elbetal gefahren.

Schon bevor wir in die Vertreibung kamen, hatten die Jungen unserer Altersgruppe schweres Leid zu ertragen. Der P. Toni war noch so jung. Von ihm weiß ich bestimmt, dass er gefallen ist. Das erfuhren wir noch 1943/44 in Schönriesen. Den R. Bruno wird ein ähnliches Schicksal ereilt haben. Von ihm haben wir nie mehr etwas gehört. So war unsere Kinderwelt der Vorkriegszeit in der Eckelmannfabrik schon bald nach 1945 zerstört, bzw. hatte sich in alle Welt verflüchtigt.

Nun zurück zu „unserer“ Eckelmannfabrik. Das große Fabriktor war an der Aussiger Straße. Gleich am Eingang rechts stand das Portier-Haus. Einer der Portiers war Herr M. Der schaute immer ganz streng über seine Brille und ihm entging nichts. Ich hatte oft das Gefühl, ihm gehört die Eckelmannfabrik. Er wohnte auch auf dem Firmengelände in einem schönen Haus in der Nähe der Bahn und verstand sich gut mit dem eigentlichen Eigentümer der Firma, Herrn W. Der hatte eine Frau Eckelmann geheiratet. Dass die Firma von den Brüdern Eckelmann gegründet worden war, ging noch aus dem Namen hervor. Der lautete: Spiritus-, Presshefe- und Likörfabrik, vormals Gebrüder Eckelmann. Ich glaube Herr W. und Herr M. kannten sich schon aus dem Ersten Weltkrieg, u.U. auch Herr L. Das war der zweite Portier, der im Portierhaus Dienst tat. Er hatte jedenfalls eine Kriegsverletzung und zog ein Bein etwas nach.

Die W.'s wohnten selbst außerhalb der Firma in einer der beiden W.villen „Am Keller“, dort, wo es weiter oben in einer Gasse in die „Leinischer Hölle“ ging. In der unteren Villa wohnten sie selbst, in der oberen die höheren Angestellten der Firma. Insgesamt waren die W.'s sehr sozial. Sie dachten nicht nur an die Arbeiter, sondern auch an deren Angehörige. Jedes Neugeborene bekam ein Sparbuch mit 50 Kronen – egal ob Kutscher-, oder Angestelltenkind. Bis zum 21. Geburtstag kamen jährlich 50 Kronen dazu. Das waren mit Zinsen dann weit über 1000 Kronen.

Herr W. war ein schöner Mann. Aber er hatte eine Art Nervenkrankheit, die fortschritt und offenbar unheilbar war. Das veränderte ihn zusehends. Er starb etwa 1942, obwohl er erst 62 Jahre alt war. Auf dem Friedhof in Schönriesen ist er in einem der W.gräber begraben. Es sind die mit den großen Marmorplatten weiter hinten im Friedhof, jenseits der großen Monumente, die es dort von den anderen W.'s auch gibt. Merkwürdiger Weise sind diese Gräber vor etwa sechs Jahren nach über 60 Jahren noch einmal aufwändig erneuert worden.

Man wird feststellen müssen, dass Herrn W. durch seinen frühen Tod das Schlimmste erspart geblieben ist. Die Wegnahme seines Eigentums durch die Benešdekrete<sup>6</sup> und die Verjagung mit fast nichts musste er nicht erleben. Dass er das hätte erleiden müssen, ist deshalb mit großer Sicherheit anzunehmen, weil genau dieses Schicksal seiner Frau widerfuhr. Sie gehörte gleich in den Junitagen 1945 zu den Sudetendeutschen, die vom tschechischen Národní Výbor<sup>7</sup> in offenen Güterwaggons bei Sonne und Regen mit sehr wenig in die Wilde Vertreibung verbracht wurden. Ihr ist es sicher sehr schlecht gegangen. Herr B., der Chauffeur der W.'s, soll sich damals so gut es ging um sie gekümmert haben.

Der Besitz, den die W.'s mit der Firma Eckelmann verloren, war schon enorm. Er bestand nicht nur aus den Ländereien in Schönriesen und dem Meierhof in Türnitz (Trmice), woher vor allem das Getreide kam. Dazu gehörten zudem die Brauerei in Großriesen (Velké Březno), eine Fabrik in Brüx (Most) und eine in Wien-Stadlau. Die Leitung des Schönriesener Betriebs hatte Direktor A., Bürochef war Herr B. und für die Landwirtschaft war Inspektor R. zuständig.

Aber noch mal zurück in die Eckelmannfabrik der 1930er Jahre. Auf der linken Seite vom Eingang war die „Destillation“. Das war das Reich vom Herrn K. Dort wurde das berühmte „Klostergeheimnis“ hergestellt sowie viele andere Liköre und Schnäpse. Herr K. überwachte nicht nur deren Herstellung, sondern kannte auch als einer der ganz Wenigen die Rezepte, die Grundlage eines Teils des Erfolgs der Firma waren. Seine verantwortliche Aufgabe brachte ihn beim Umsturz 1945 in Nöte. Natürlich führte einige Russen im Mai 1945 der Weg in die Destillation der

---

<sup>6</sup> Edvard Beneš war ein tschechoslowakischer Politiker (ČSNS), einer der Mitbegründer der Tschechoslowakei sowie tschechoslowakischer Außenminister (1918–1935), Ministerpräsident (1921–1922) und Staatspräsident (1935–1938 und 1945–1948 als Staatspräsident sowie 1940–1945 Präsident im Londoner Exil). Er ist Namensgeber der Beneš-Dekrete. Als Beneš-Dekrete werden 143 Dekrete des Präsidenten der Republik bezeichnet, die während der deutschen Besetzung der Tschechoslowakei im Zweiten Weltkrieg von der Exilregierung in London und später von der Nachkriegsregierung erlassen wurden. Sie wurden am 28. März 1946 von der provisorischen tschechoslowakischen Nationalversammlung gebilligt. Die oftmals verwendete Bezeichnung dieser Verordnungen als „Beneš-Dekrete“ ist vereinfachend, wenn nicht irreführend – die Dekrete des Staatspräsidenten wurden von den Exilregierungen beziehungsweise der ersten Nachkriegsregierung Zdeněk Fierlingers insgesamt vorbereitet und nicht nur von Edvard Beneš selbst erlassen. Diese Dekrete regelten auch den Umgang mit den Deutschen in der Nachkriegs-Tschechoslowakei. Insgesamt wurden bis 1947 etwa 2,9 Millionen Personen auf Grund ihrer Zugehörigkeit zur deutschen Bevölkerungsgruppe pauschal zu Staatsfeinden erklärt und ausgebürgert – wobei die Zahlen je nach Quelle und Sichtweise schwanken. Ungefähr 220.000 Deutsche blieben nach dem Ende der Vertreibung im Lande, unter anderem Antifaschist:innen, Deutsche in „Mischehen“ mit Tschech:innen und produktionswichtige Arbeitskräfte. Die Enteignungen wurden mit den Dekreten (nachträglich) gerechtfertigt, aus deren Wortlaut sich kaum auf eine geplante massenweise und systematische Abschiebung (oder Abschub, für tschechisch odsun) schließen ließ; es gab weder ein ausdrückliches „Vertreibungsdekret“ noch ein „Vertreibungsgesetz“.

<sup>7</sup> Nationalausschüsse (auch Volksausschüsse), tschechisch národní výbor und slowakisch národný výbor, waren Organe der staatlichen administrativen Verwaltung in der Tschechoslowakei von 1945 bis 1990.

Eckelmannfabrik. Da sie doch Hochprozentiges suchten, waren einige wohl enttäuscht. Sie ließen sich nicht volllaufen, sondern einige der Tanks leerlaufen. Auch die neuen Herren, die Revolutionsgarden der Tschechen, machten Herrn K. Probleme. Er wurde eingesperrt. Ich kann nur vermuten, dass sie von ihm die Geheimrezepte der Liköre wissen wollten. Ich weiß nicht, ob er sie preisgegeben hat. Wir trafen ihn nicht mehr. Ich meine, er wurde nicht mehr nach Aussig entlassen. Seine Frau hatte sich schon vorher auf die Flucht begeben, ins Egerland<sup>8</sup> zu Ihren Eltern. Von dorthier kam sie nämlich. Nachdem ihr Mann ins Gefängnis gekommen war, hatte sie sich allein in der Wohnung gefürchtet und hatte sich zu uns in die das Kantinengebäude geflüchtet. Die erste Gelegenheit hatte sie dann genutzt und war zu Ihren Eltern gefahren, was nach dem Umsturz auch nicht leicht war.

Die K.'s hatten bis in die Maitage 1945 direkt über Herrn K.'s Arbeitsplatz gewohnt. In den direkt anschließenden beiden Gebäuden dahinter folgten die Pferde-, und Kuhställe und darüber etwa 10 Wohnungen für die Kutscher und Schweizer mit ihren Familien, die für die Firma tätig waren. Sie hatten anfangs in den zwanziger Jahren in den meisten Fällen ein Wohn-, und Schlafzimmer mit Küche. In den dreißiger Jahren wurden sie dann so umgebaut, dass sie Wohn-, und Schlafzimmer getrennt also ein Zimmer mehr hatten. Bei den großen Familien war das auch verständlich. Die Toiletten lagen außerhalb des Hauses. Zwei Klos lagen in Richtung des Gebäudes mit dem Kuhstall, wo sich auch ein großer Mist befand. Ein Klo war für Erwachsene, eins für Kinder. Über den Kuhställen wohnten auch die Schweizer. Sie hatten die Kühe zu versorgen. Die Milch wurde für die Öffentlichkeit in einem Geschäft im Portierhaus gleich am Fabrikeingang verkauft.

Als ich eben die Wohnungen beschrieb, mag manchem aufgefallen sein, dass die Bäder fehlten. Die gab es tatsächlich in den Wohnungen nicht. Was heute für uns selbstverständlich ist, war es damals überhaupt nicht. Dennoch war die Firma in dieser Sache vorbildlich. Sie unterhielt in einem der höheren Gebäude auf der linken Seite eine Badestube, für die Firmenangestellten und ihre Familienangehörigen kostenlos. Natürlich war da Samstag Hochbetrieb. Sie war aber die ganze Woche über geöffnet und während dieser Zeit auch der Öffentlichkeit gegen eine Gebühr zugänglich. Der Betrieb musste überwacht werden. Ich erinnere mich, dass Mitte der dreißiger Jahre Frau B. dafür zuständig war.

Anschließend an den Stall-, und Wohnbereich kam – auch auf der linken Seite vom Fabrikator her gesehen – die Hefe-Stube, in der die Hefe gewogen und verpackt wurde. Dazu wurde die Hefe kalt gestellt, in

---

<sup>8</sup> Heute tschechisch Chebsko.

Formen eingetreten und aus zwei Spezialmaschinen heraus halbpfundweise zum Abpacken herausgepresst. Bis zu fünf Frauen waren in zwei Schichten von sechs Uhr bis zwei Uhr mittags und von zwei Uhr mittags bis zehn Uhr abends tätig. Parallel waren zwei Männer damit beschäftigt, die Kisten mit der verpackten Hefe zuzunageln. Ich meine mich zu erinnern, dass ab etwa 1940 dort auch einer der französischen Kriegsgefangenen tätig war, die seit dieser Zeit in einem Lager auf dem Gelände der Fabrik untergebracht waren. Ein Mann war während der Schichten damit beschäftigt, die Hefe passend in die Formen zu treten, aus denen die Spezialmaschinen, an denen die Frauen arbeiteten, sie portionieren konnten. Weil die Maschinen so anfällig waren, musste Vater oft nach ihnen sehen. Obwohl er die Kantine hatte, musste er bald nach Kriegsbeginn zudem die Maschinen überwachen, denn die jungen Arbeiter mussten alle in den Krieg. Vater war ausgebildeter Maschinenschlosser.

In der Nähe der Hefestube war die sogenannte Kistlstube. Dort stellte ein Arbeiter die kleinen Holzkisten her, in welche die Frauen die Hefe verpackten. Die Arbeit war ziemlich laut. Sie wurde von einem Taubstummen ausgeführt, der nicht nur das notwendige handwerkliche Geschick hatte, sondern der auch von dem Lärm nicht beeinträchtigt wurde, den die Maschine verursachte. Sie war sehr laut. Ich erinnere mich, dass wir ihn Humbu nannten. Einige hänselten ihn. Bei uns hatte er es gut. Er war froh, dass er die Arbeit hatte.

In einem der Gebäude war das Brennlokal untergebracht. Das Getreide, welches ganz aus eigener Landwirtschaft stammte, wurde zu Spiritus gebrannt. Die Herstellung stand unter Monopol und wurde genau überwacht. Die Finanzbeamten gingen ein und aus. Das Getreide für den Kornbrand stammte – wie schon bemerkt – aus eigenen Ländereien. Von mir aus gesehen waren sie riesig und reichten in Schönriesen bis zum Oberberg vor Seesitz.<sup>9</sup> Wenn die große Ernte war, kamen Erntehelfer aus der Slowakei, ein ganzer Waggon mit Kind und Kegel.

Zum Brennen wurden nur die besten Grundstoffe genutzt. Dazu gehörte vor allem das Getreide, das der nachhaltigen Pflege bedurfte. Im Gebäude, wo auch die Werkstätten und das Farblager untergebracht waren, war unter dem Dach der Getreideboden. Dort wurde es fortwährend mit Holzschauflern umgelagert. Die Schaufler trugen besondere Schuhe. Einer von ihnen war in den dreißiger Jahren Herr L. Der Bodenmeister war Herr S.

Das Brennlokal war sicher die gefährlichste Stelle der Firma in der zweiten Maiwoche 1945, als die Russen da waren und alles drunter und

---

<sup>9</sup> Tschechisch Zezice.

drüber ging. Vater ging hinüber und setzte den Spirituskeller unter Wasser, rechtzeitig bevor die Russen ihn hätten entdecken können. Dort war Hochprozentiges gelagert. Eine Zigarette hätte genügt und dieser Teil der Fabrik wäre in die Luft geflogen.

Ich erwähnte bereits, dass in den dreißiger Jahren Erntehelfer bis aus der Slowakei nach Schönriesen kamen. Sie wohnten in der Ziegelei. Das war schon zu meiner Zeit ein altes Gebäude, das längst nicht mehr zur Ziegelherstellung genutzt wurde. Ich erinnere aber nicht, womit es überhaupt noch belegt war und weiß nur, dass die slowakischen Erntehelfer dort wohnten. Die älteren Frauen kochten und die jüngeren und die Männer arbeiteten auf den Feldern. Ob unter ihnen auch Karpatendeutsche waren, weiß ich nicht. Kontakt zu ihnen hatten wir nicht. Ich

erinnere mich, dass diese Erntehelfer nach dem Anschluss 1938 nicht mehr kamen. Der Erntehelfereinsatz wurde während des Krieges anders organisiert.

Unabhängig von jedem Erntehelfereinsatz waren vor Beginn des Krieges Buchenlanddeutsche<sup>10</sup> untergebracht, allerdings nicht in der Ziegelei, sondern im sogenannten Langen Haus. Herr W. hatte das – meine ich – als künftige Fassbinderei errichten lassen. Dieser Bestimmung wurde es aber nicht mehr zugeführt. Dort wohnten also zunächst die Buchenlanddeutschen aus Galizien.<sup>11</sup> Ich erinnere mich so gut daran, weil eine von ihnen, die gerade niedergekommen war, zu uns in die Kantine kam und darum bat, dass Mutter die Taufpatenschaft für ihr Kind übernehmen möge. Mutter war gerade nicht da. Ich gab der Frau einen ablehnenden Bescheid, weil ich annahm, Mutter hätte dafür keine Zeit. Sie tadelte mich dafür, als ich ihr das anschließend mitteilte und meinte: „Eine Taufpatenschaft soll man nicht ablehnen. Die bringt doch Glück.“ Sie schickte mich zu der jungen Buchenlanddeutschen, um der ihre Bereitschaft mitzuteilen. Die Taufe fand dann in der Schönriesener Schlosskirche statt und es gab von diesem Tag an eine kleine buchenlanddeutsche Elfriede. Sie erhielt von Mutter nicht nur den Namen, sondern vieles, was die junge Mutter für ihr Baby gebrauchen konnte. Nach etwa zwei Monaten waren die Leute wieder fort. Sie sollen im

---

<sup>10</sup> Die Bukowinadeutschen (rumänisch Germani bucovineni oder Nemți bucovineni) oder Buchenlanddeutschen sind eine zur deutschsprachigen Minderheit der Rumäniendeutschen zählende Volksgruppe, die von etwa 1780 bis 1940 hauptsächlich in der historischen Landschaft Bukowina lebten. Heute sind sie bis auf wenige Einzelpersonen dort kaum noch vertreten. In ihrer rund 150-jährigen Geschichte lebten die Bukowinadeutschen vorwiegend in bäuerlichem Umfeld, eine kleinere Gruppe von ihnen lebte in den Städten der Region.

<sup>11</sup> Galizien ist eine historische Region, die heute im westlichen Teil zu Polen und im östlichen Teil zur Ukraine gehört.



Wartheland<sup>12</sup> angesiedelt worden sein. Hoffentlich haben Mutter und Tochter das Ende des nachfolgenden Krieges überlebt.

Ich erwähnte bereits die französischen Kriegsgefangenen. Für sie wurde 1940 bald nach dem Frankreichfeldzug ebenfalls im Langen Haus ein Lager eingerichtet. Sie führten dort sogar eine eigene Küche. Nur wenige von ihnen arbeiteten überhaupt in der Firma. Sie verließen am Morgen das Gelände und kamen nach der Arbeit in der Stadt zurück in ihre Quartiere bei uns in der Eckelmannfabrik. Sie wurden bewacht. Soweit ich mich erinnere, gab es aber nie Querelen. Sie bestellten sich jeden Abend ein Fässchen Bier und ließen es sich offenbar gut gehen. Ich meine mich zu erinnern, dass es aus der Nachkriegszeit von Seiten der Franzosen öffentliche Bekundungen gibt, das es ihnen in Aussig gut gegangen sei, ich weiß aber nicht, ob das irgendwo festgehalten ist. Im September 1938 war eine unruhige Zeit. Die Männer aus der Fabrik wurden auf tschechische Anordnung am Sonntag in Lastwagen zum Schützengräben-Ausheben nach Hottowies (Hostovice) gefahren. Es war also anfangs für die tschechische Seite ganz ungewiss, ob es vor München friedlich ausgehen würde. Meine Eltern hatten die Kantine. Am Abend wurde immer besprochen, wo wir uns verstecken könnten, wenn es brenzlich würde. Zweimal war tschechisches Militär in der Fabrik. Man musste vorsichtig sein!

Am 8. Oktober kamen dann deutsche Soldaten zu uns. In der Fabrik war eine motorisierte Einheit untergebracht. Am Fabrikhof wurde exerziert, bei uns auf der Veranda die Gewehre geputzt und um zehn Uhr abends Zapfenstreich geblasen. Oben in der Schallande waren die Bänke beiseite gerückt und ein Nachtlager für die Mitglieder der Einheit geschaffen. Das alles war für uns ein großes Erlebnis. Nach zwei Wochen fuhren sie ab, und wir mussten wieder zur Schule.

1939 begann der Krieg. Die Männer wurden eingezogen. Der Krieg brachte viel Leid. Söhne der Beschäftigten sind bald gefallen, das war der G. Walter, der R. Reinhold, der P. Tönl, den ich bereits erwähnte und der K. Gerd.

Am 8. Mai 1945 war der Krieg aus. Die Straßen waren voller Russen. Herr J. und mein Vater waren im Portierhaus die ganze Nacht. Herr J. konnte perfekt Tschechisch. Aber es blieb ruhig. Erst am nächsten Tag

---

<sup>12</sup> Der Reichsgau Wartheland (polnisch Okręg Rzeszy Kraj Warty) oder verkürzt Warthegau (polnisch Okręg Warcki) bestand im Verband des Deutschen Reiches von 1939 bis 1945. Das Territorium kam nach der deutschen Besetzung Polens infolge einer völkerrechtswidrigen Annexion zum Deutschen Reich. Seinen Namen hatte es von der Warthe, die es vom Südosten zum Nordwesten durchfließt. Flächenmäßig umfasste der Reichsgau Wartheland im Wesentlichen die Landschaft Großpolen.

wurde geplündert. Dass mein Vater den Spiritus-Keller unter Wasser gesetzt hat, erwähnte ich bereits.

Im Juni war die erste Vertreibung in Schönriesen. Um acht Uhr früh begann die Räumung. Ich sehe heute noch den O. Heinrich vor mir, eine Steppdecke über der Schulter und einen Laib Brot unterm Arm zum Tor rausgehen, seine Frau mit Kinderwagen und zwei Kindern hinterher. Viel Zeit hatte man ihnen nicht zum Packen gelassen.

In der Wilden Vertreibung kam es aber auch vor, dass die Familien getrennt wurden. So erging es z.B. den D.'s, die das Lebensmittelgeschäft hinter der Schönriesener Kirche zum Keller hin hatten. Die D. Helga kam mit ihrem Vater auf die Kohlewaggons und so in die Vertreibung. Sie kamen in die Sowjetzone. Der alte D. ist dort bald in der Fremde gestorben und die Helga war alleine. Die kranke Mutter, die nicht transportfähig gewesen war, hatte mit ihrer Tochter Lola zurückbleiben müssen. Die pflegte ihre Mutter, so gut es ging. Aber Frau D. starb ebenfalls nach kurzer Zeit. Sie wurde noch auf dem Schönriesener Friedhof begraben. Lola war nun auch allein. Zum Glück hatte sie noch einen Onkel, der sich ihrer annehmen konnte. Er hatte in Schönriesen ebenfalls ein Lebensmittelgeschäft geführt, das Eibisch hieß. Er hatte ein Dienstmädchen aus dem Böhmerwald gehabt. Als ihnen offenbar die Lage in Aussig zu gefährlich erschien, machten sie sich in einer Art Flucht per Eisenbahn in Eigeninitiative auf in die Heimat des Dienstmädchens. Im Böhmerwald gerieten sie aber auch in die Anfänge des Vertreibungsgeschehens. Sie kamen in ein Lager und Lola D. musste zur Zwangsarbeit zu tschechischen Bauern. Erst nach der Vertreibung ein Jahr später trafen sich Helga und Lola wieder – nun ohne Eltern in der Welt und in der Fremde. Das alles habe ich natürlich erst später erfahren, als wir selbst vertrieben waren.

In die Vertreibung ging es zunächst direkt von Schönriesen. Hinter der Fabrik fuhren die Tschechen offene Kohlewaggons heran. Dort wurden die Leute aufgeladen. Es waren fast nur alte Leute, Frauen und Kinder. Viele weinten. Es begann zu regnen. Am späten Nachmittag setzte sich der Zug in Bewegung. Es war herzerreißend.

Noch im Mai 1945 muss der Národní Výbor oben in Lerchenfeld das KZ eingerichtet haben. Wir merkten das daran, dass Insassen des Lagers als Arbeitstrupps auch zu uns in die Eckelmannfabrik kamen, in Gruppen von bis zu acht Mann etwa. Von wie vielen Aufsehern die beaufsichtigt wurden, weiß ich nicht mehr.

Anfangs waren es bei uns in der Fabrik nur männliche Gefangene. Sie mussten z.B. ausgehobene Notunterstände gegen Bombenangriffe beseitigen, die bereits vor Kriegsende für Angehörige der Eckelmannfabrik angelegt worden waren. Was sie sonst alles machten,

erinnere ich nicht mehr, weiß aber, dass in den folgenden Monaten auch Frauen unter den Geschundenen waren. Denn Geschundene waren es. Sie mussten nicht nur völlig ungewohnte Arbeiten verrichten, sondern sie litten auch unter extremem Hunger.

Das weiß ich deshalb so genau, weil mein Onkel, H. Paul aus Waltirsche,<sup>13</sup> ins KZ nach Lerchenfeld geschafft worden war. Er gehört zu den vielen Opfern, die nie erfahren haben, wessen sie sich schuldig gemacht hatten und dennoch in das Lager verbracht worden waren. Einmal sprach meine Mutter einen der Capos an, die bei uns in der Eckelmannfabrik die Aufsicht führten und bat ihn, meinem Onkel ein Stück Brot mitzunehmen. Das hat er ihm in Lerchenfeld auch tatsächlich gegeben. Onkel H. teilte uns das später mit, denn er hat Lerchenfeld überlebt. Er bestätigte das mit dem Hunger. Ob Leute in Lerchenfeld Hungers gestorben sind, weiß ich natürlich nicht, aber er hat sicher eine große Rolle gespielt.

Bei uns in der Eckelmannfabrik entwickelten wir ein System des Brotzusteckens. Bekannte brachten uns Brot, damit wir es irgendwie an die in der Eckelmannfabrik Eingesetzten weitergeben konnten, von den Capos natürlich ungesehen. Mutter war da besonders erfinderisch. Sie legte ein Stück irgendwo drunter, wo ein Gefangener vorbeikommen musste. Es klappte meistens. Hunger fördert offenbar das Erinnerungsvermögen beträchtlich. Wer einmal etwas zu Essen gefunden hat, woran ihm viel lag, der vergisst das nicht.

Auch die damals 17-jährige P. Medi – meine Freundin, die ich bereits erwähnte – erwies sich bei der Brotversorgung der Lerchenfelder Häftlinge als mutig und einfallsreich. Sie arbeitete so: Mit einer Schubkarre ging sie und kehrte die Einfahrt und den Hof der Fabrik. Dabei versteckte sie bei jeder Gelegenheit an verschiedenen Stellen Essbares. So mag es sicher einige Insassen in Lerchenfeld gegeben haben, die sich freuten, bei Eckelmann arbeiten zu müssen.

So wie die Medi zu handeln, war durchaus nicht ungefährlich. Viele versuchten es; denn Arbeitstrupps Lerchenfelder Gefangener waren an verschiedenen Stellen der Stadt eingesetzt. Die geschilderte Hilfe klappte auch, weil mancher Capo ein Auge zudrückte, wenn er die versteckte Gabe bemerkte. Wie oben angeführt, fand meine Mutter sogar einen Capo, der meinem Onkel H. etwas nach Lerchenfeld mitnahm. Neben solchen positiven Berichten, gibt es aber auch andere weniger erfreuliche. Mir ist die der Frau des ehemaligen Aussiger Stadtkämmerers H. bekannt. Sie wollte einem der „Sträflinge“, die unter Aufsicht irgendwo in Aussig arbeiteten, etwas zustecken. Der Aufsicht führende

---

<sup>13</sup> Heute Valtířov (Velké Březno) (*Waltirsche*), Ortschaft in der Gemeinde Velké Březno, Okres Ústí nad Labem.

Revolutionsgardist ertappte und bedrohte sie. Die Bedrohung bestand darin, sie ins Lager nach Lerchenfeld mitzunehmen. Sie musste warten und dem Arbeitstrupp folgen. Die Frau hatte noch Glück. Bevor der Trupp nach Lerchenfeld kam, ließ er sie wieder gehen. Diese Geschichte zeigt aber, wie willkürlich die Herrschaft der tschechischen Revolutionsgardisten damals war und wie rechtlos wir Sudetendeutschen ihnen ausgeliefert waren.<sup>14</sup>

Keiner aus unserer engeren Familie kam glücklicher Weise nach Lerchenfeld. Wir können also nicht aus eigener Anschauung berichten. Was ich aus verlässlicher Quelle weiß, will ich aber mitteilen. Dazu gehört, was der „Obstrichter“ aus Schönpriesen uns bei unserer Aussiedlung Anfang Mai 1946 erzählt hat. Er war im KZ Lerchenfeld und hatte die Schrecken dort miterlebt. Dazu gehörte, wie die tschechische Lagerleitung mit dem Aussiger Ohrenarzt Dr. T. umgegangen ist. Beim Besuch einer Rot-Kreuz-Delegation habe sich diese über die vielen Fälle von Phlegmonen verwundert gezeigt. Keiner der Betroffenen habe gewagt zu sagen, dass dies Blessuren von Schlägen bei Misshandlungen seien. Nur Dr. T. sei mutig genug gewesen und habe die Delegation auf diesen Umstand im Beisein der Tschechen hingewiesen. Die Delegation sei nicht weiter darauf eingegangen. Das besiegelte wahrscheinlich Dr. T.'s Schicksal. Einige der Schläger der Lageraufsicht hätten ihn sich bald danach vorgenommen und ihn erschlagen. Das muss noch 1945 gewesen sein. Darüber berichtete uns später die schon erwähnte Frau G., die sich während dieses furchtbaren Geschehens ebenfalls im Lager Lerchenfeld aufgehalten hatte. Die O.r.'s waren eine weitere Familie R. in Schönpriesen, aber nicht mit uns verwandt. Sie handelten eben mit Obst. An der Börse in Aussig kaufte er es kahnweise und ließ es ins Reich schaffen. Das schlimme Schicksal der O.r.'s bestand darin, dass sowohl Herr R. wie auch seine Frau in Lerchenfeld interniert wurden. Herr R. kam früher frei und – wie oben angemerkt – mit uns im Mai 1946 in die Aussiedlung. Er saß sogar mit auf dem Lastwagen, auf dem wir nach unserer Ankunft vom Freisinger Bahnhof aus auf die Dörfer im Holledau verteilt wurden. Er kam nach Abens und wir nach Delnhausen. Seine Frau überlebte das Aussiger Lager zum Glück auch. Sie kam aber erst ein halbes Jahr später raus. Das scheint eine der wenigen Male gewesen zu sein, bei denen diese Familie Glück hatte. Schon vorher hatten sie ihre beiden Söhne verloren. Einer war ihnen erst an einer Blinddarmentzündung gestorben. Der andere war dann im Krieg gefallen.

---

<sup>14</sup> Die gewalttätige Behandlung der Deutschen lässt sich verstehen, wenn man bedenkt, dass die Deutschen im Osten Europas unglaubliches Grauen angerichtet haben; KZs, Massenerschießungen, Verbrennen und willkürliches Vernichten von Dörfern und schwerste Misshandlung von Zivilbevölkerung etc.pp. Dies rechtfertigt die Gewalt gegen die Deutschen nicht, macht allerdings die Reaktion der bis dahin unterdrückten Bevölkerung verständlich.

Nach der Aussiedlung und der Episode im Holledau arbeitete Herr R. in München am Bau. Dabei fiel bei entsprechenden Arbeiten eine Mauer auf ihn und verletzte ihn tödlich. So hatte Frau R. schließlich die Heimat und die ganze Familie verloren.

Die Arbeitseinsätze der Lerchenfeldhäftlinge in unserer Eckelmannfabrik waren wie das Lager selbst nicht nur eine Episode, die in wenigen Monaten zu bemessen wäre. Sie dauerten noch fort als wir Anfang Mai 1946 selbst vertrieben wurden. Bis zuletzt haben wir den Lerchenfeldhäftlingen in der Fabrik etwas zugesteckt. Ich weiß auch, dass die P. Medi und überhaupt ihre Eltern weitergemacht haben, als wir schon weg waren. Die P. 's sind dann zwei Transporte nach uns raus. Ihrer ging leider nicht wie unserer in die Amerikanische Zone, sondern in die Sowjetzone, nach Wismar. Dort hat Medi dann ihr Leben gelebt. Leider ist sie bereits vor der Wende an Krebs gestorben. Ich hatte bis zuletzt Kontakt mit ihr.

Am 31. Juli erlebten wir die Explosion in Schönriesen. Meine Mutter wollte am Nachmittag gerade meinen kleinen Bruder baden, als es einen riesigen Knall gab. Die Fensterscheiben gingen kaputt. Dann folgten Schlag auf Schlag. Hinter dem Schönriesener Brauhaus, der dem Eckelmannbetrieb benachbarten Industrieanlage, stand eine riesige Rauchwolke. Die Gefahr war nicht eindeutig auszumachen. Vater eilte auf den Hof, um den Hydranten löschbereit zu machen. Als die Detonationen nicht aufhörten, liefen alle, die flüchten konnten, aus der Fabrik hinaus, jeder in eine andere Richtung. Von uns blieb nur Vater im Betrieb. Ich suchte zunächst Schutz gleich gegenüber dem Fabriktor im Keller von S. 's Gasthaus. Da kam ich in ein Lokal, wo ich nur Tschechen versammelt fand. Ich erkannte keinen Deutschen. Ich bemerkte auch eine Stimmung gegen uns Deutsche. Die Äußerungen gingen dahin, dass wir daran Schuld seien, obwohl niemand davon wusste, worum es überhaupt ging. Da stellte ich fest, dass ich meine deutsche Armbinde vergessen hatte anzulegen.<sup>15</sup>

Ich eilte hinaus auf die Straße und merkte, dass die meisten Deutschen in der Hektik des Augenblicks vergessen hatten, ihren minderen Status zu kennzeichnen. Ich rannte weiter in Richtung deutsche und dann tschechische Schule. Wie schon erwähnt waren Fenster gesplittert und splitterten weiter. Splitter flogen umher und verletzten offenbar meine Schienbeine. Die bluteten, obwohl ich nicht mehr genau erinnere, wann ich mich verletzte. Mit der Entfernung vom Explosionsherd, der – wie sich später herausstellte – in der alten Zuckerfabrik lag, ließ die Wirkung nach. Jenseits der tschechischen Schule blieben die Scheiben ganz. Meine

---

<sup>15</sup> Die Deutschen mussten nach dem Krieg eine weiße Armbinde tragen mit einem N darauf. Das N steht für das tschechische Wort für „Deutsche“.

Mutter fand ich dann am Friedhof bei Frau F. wieder, die meinen kleinen Bruder mit Kleidung versorgte und ihm zu trinken gab. Meine zwei Schwestern waren bis zur Pappel gelaufen, wo es nach Leinisch (Mlýnistě) und nach Seesitz (Zežice) geht.

Als die Explosionen vorbei waren, wagten sich die meisten erst nach und nach in die Häuser zurück. Meine Mutter war mit meinem Bruder, der ja noch nicht einmal drei Monate alt war, ohne Kinderwagen geflüchtet. Mit meiner Schwester Jutta ging ich nach der Explosion in unsere Wohnung zurück und holte den Kinderwagen. Jutta brachte ihn meiner Mutter. Die drei blieben dann noch über Nacht bei Frau Sch. in der Friedhofstraße; denn die Lage war nach der Explosion in Schönriesen zu ungewiss.

Ich selbst musste jedoch in der Kantine bleiben. Auf dem Firmengelände waren inzwischen ca. sechs tschechische Soldaten angekommen, die das Firmengelände offenbar sichern sollten. Herr W., der aus dem Innern zurückgekehrte Tscheche, der sich jetzt in der Kantine das Sagen anmaßte, wies mich an, die Tschechen zu bedienen. Mit dem wenigen Tschechisch, das ich konnte, gelang es mir, den Eindruck zu erwecken, ich sei Tschechin. Das war leicht; denn ich brauchte das Essen nur durch das Fenster der Essensausgabe herauszugeben. Sie nahmen es in Selbstbedienung ab. Ich weiß aber nicht, was geschehen wäre, wenn sie gemerkt hätten, dass ich Deutsche bin. Wie alle Deutschen auf dem Gelände der Eckelmannfirma musste ich keine Armbinde tragen; denn diese musste ich nur auf der Straße anlegen. Ich bemerkte, dass die Soldaten auch nicht wussten, was in Aussig während dieser Zeit geschehen war.

Meine Mutter kam erst am nächsten Tag zurück und wir konnten ans Aufräumen gehen. Dass sich in dieser Zeit in Aussig die fürchterlichen Ausschreitungen gegen Deutsche abgespielt hatten, haben wir erst in den nächsten Tagen nach und nach gerücheweise erfahren. Zeitungen und deutschen Rundfunk gab es längst nicht mehr.

Ende April 1946 mussten wir – meine Eltern, Geschwister und ich – selbst in die Vertreibung. 50 Kilogramm durften wir pro Person zusammenpacken. Das Gepäck schaffte der G.-Bauer, der seinen Hof oberhalb der W.villa am Keller hatte, mit dem Pferdefuhrwerk nach Schöbritz ins Vertreibungslager. Wir mussten zunächst noch ins Schönriesener Schloss. Im Hof war ein langer Tisch aufgebaut. Dort nahmen uns Tschechen die Wohnungsschlüssel und unsere Sparbücher ab. 1000 Reichsmark durften wir behalten.

Dann gingen wir in die Schlosskirche. Dort beteten wir noch einmal. Pfarrer H. gab uns den Segen. Auch einige andere, die mit uns die Heimat verlassen mussten, waren in der Kirche, z.B. Frau Sch. und ihre

Schwester sowie Frau R. Alle weinten. In Erinnerung bleibt mir diese Szene, weil auch eine Tschechin mit ihrer Tochter dabei war, mit denen wir nie ein Wort gewechselt hatten und die wir nur vom Sehen kannten. Soviel weiß ich, dass beide 1938 ins Innere gegangen und nach dem Umsturz 1945 zurückgekommen waren. Sie wohnten dann in der Sch.villa am Keller. Außerdem erinnere ich mich, dass die Tochter zu festlichen tschechischen Anlässen, z.B. Sokolnfeiern, eine Tracht getragen hatte, ich meine, es war eine mährische. Diese beiden Frauen saßen also mit uns in der Schlosskirche und weinten bitterlich. Es gab damals – 1946 – also Tschechen, die zu ermessen versuchten, wie es uns in diesen Stunden ums Herz war. Unter den tausenden Tschechen, die bereits in Aussig waren, diese zwei mitfühlenden. Die Namen dieser beiden bemerkenswerten Frauen habe ich dennoch nie erfahren. Täglich stürzten damals zahllose Eindrücke auf uns ein, fanden zahlreiche Ortswechsel statt, mussten Entscheidungen gefällt oder die anderer dulgend hingenommen werden, so unverständlich sie auch sein mochten. Als nächstes stand gleich nach der Kirche die Straßenbahnfahrt von Schönriesen nach Schöbritz<sup>16</sup> an, in das Lager, wo unser Transport zusammengestellt werden sollte. Wir waren eher da als der Bauer G. mit seinem Pferdefuhrwerk. Sobald wir aber unser Gepäck hatten, mussten wir durch eine Art „Zollkontrolle“. Uns nahmen sie glücklicherweise nichts ab, aber wir beobachteten die Wegnahme bei anderen. Für uns war der Kinderwagen wichtig, nicht so sehr, weil wir ihn natürlich für meinen Bruder Peter brauchten, sondern weil meine Eltern im Gestänge des Gefährts 6000 Reichsmark sehr überlegt versteckt hatten. Der Kinderwagen erregte glücklicherweise nicht die Aufmerksamkeit der „Zöllner“. Drüben in Bayern erleichterte das Geld uns den Start erheblich

Kaum hatten wir im Schöbritzer Lager unser Stockbett gefunden, mussten wir bange, in welche Richtung der Zug nach Zonendeutschland fuhr. Weiter oben habe ich bereits beschrieben, dass wir Glück hatten. Wir kamen in die amerikanische Zone. Keiner von uns hätte damals ahnen wollen, dass unsere Vertreibung so lange dauert, dass sie insbesondere jetzt, im Jahre 2012, noch andauert.

---

<sup>16</sup> Tschechisch Všebořice.